



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 141.

Dienstag, 19. Juni.

1928.

(13. Fortsetzung.)

Im langen Bruch.

Roman von Heinz Alfred von Voern.

(Nachdruck verboten.)

Hertha bekam einen ordentlichen Schreck.
„Herrgott, Kurt, den hatte ich ganz vergessen! Was machen wir nur?“

Er lachte.

„Erfahren muß er es doch einmal, aber bis er kommt, schlage ich vor, daß wir erst mal unsere kleinen, braunen Freunde besuchen!“

„Natürlich Hühner und Puffel!“

Das junge Mädchen hatte sich bei Jochen ein.

„Komm, die beiden Kader haben gleich hier drüben ihre Behausung,“ und sie zog ihn quer über den Rasen zu einem geräumigen Zwinger aus engmaschigem Draht, in den ein paar Bäume eingepflanzt waren.

Die beiden Edelmarder turnten, sich jagend, in ihrem Käfig herum, Hertha piffte leise, und im Nu kamen die Tiere, sich auf den Hinterpranken aufrichtend, an das Gitter.

Lühe zog ein Schächtelchen aus der Tasche und wickelte zwei sorgfältig verpackte Hühnereier aus.

„Hier, ihr Kader, aber wie soll ich euch nun die Dinger geben?“

„Wart' mal,“ das junge Mädchen öffnete eine kleine Klappe: „Husch — Husch!“ Mit unglaublicher Gewandtheit kletterte die Fähe an den Maschen empor und nahm mit dem Gang das Ei, während der Mäde, leise leckernd, sehnsüchtig zusah.

„So, Puß! — Puß!“ und auf demselben Wege holte sich der andere Marder die ihm zuge dachte Spende.

„Sie sind ganz zahm, ich kann sie ruhig herauslassen, nur wenn Knieper dabei ist, gibt es sofort Beißerei.“

„Gnädigste Rufine, lege mich zu Füßen! 'n Tag Herr von der Lühe, wo kommen Sie denn her?“

Das Brautpaar fuhr herum, als wäre ein Blitz neben ihm eingeschlagen, zwei Schritte hinter ihnen stand Kurt Steinrück, tadellos schid von dem pomadefierten Scheitel bis zu den Spitzen der Lackstiefel und umweht von dem aufdringlichen Duft der Eau de mille fleurs.

Hertha warf ihrem Verlobten einen Blick zu, der Bände sprach, aus ihren Augen bligte der Schall.

„Nein, lieber Kurt, daß Sie auch gerade jetzt kommen müssen, da können Sie uns gleich als Erster Glück wünschen!“

„Glück wünschen?“

Der Demminer machte ein so unglaublich einfältiges Gesicht, daß Jochen Lühe hatte, sich das Lachen zu verbeißen.

„Ja, denken Sie nur, soeben vor kaum einer Viertelstunde habe ich mich mit Herrn von der Lühe verlobt!“

„Wer — — — — —, wa-as?! Verlobt?“

Der zukünftige Majorats Herr ließ sein Monokel fallen.

„Gnädigste Rufine, wenn das keiner Ihrer beliebten Scherze ist — — — — —“

Statt aller Antwort schmiegte sich Hertha dicht an ihren Verlobten.

„Wir wollen eben den Vater meiner Braut aufsuchen,“ sagte Jochen.

„Oh — oh, — — —, da will ich nicht stören,“ Graf Kurt lächelte süßsauer, sichtlich darauf bedacht, sich einen leidlichen Abgang zu verschaffen, „meine herzlichsten Glückwünsche, Sie gestatten wohl, gnädigste Rufine, daß ich gleich durch den Park gehe, um meinem Kutscher Bescheid zu sagen, gehorsamste Empfehlung an den Onkel!“

„Werd's ausrichten, schade, lieber Kurt, daß Sie nicht länger bleiben wollen, aber ein Brautpaar im Hause ist für dritte kein Vergnügen, lassen Sie sich nur bald wieder mal sehen!“

„Sehr gütig, werde nicht verfehlen, habe die Ehre, Herr von der Lühe!“

Um Jochens Mund zuckte es.

„Hertha, das war grausam, den Vermisten so zu verspotten!“

„Ach was, der Kerl hat mich oft genug geärgert, außerdem glaube ich, er hat's gar nicht gemerkt, dazu ist er viel zu dumm! Aber nun komm', na, auf Väterchens Gesicht bin ich gespannt!“

„Siebenschuh, gebe Er mir meine Tropfen und mach' Er mal das Fenster auf, das stinkt ja hier wie in 'nem Friseurgeschäft!“

Graf Albert schluckte den Löffel mit Salizylsäure.

„Brrr, pfui Deuwei, schmeckt das Zeug schlecht, das reine Rattengift! — Hör' Er mal, Siebenschuh, 's ist möglich, daß wir heute noch 'n kleines Fest feiern, — na, ja, was glupscht Er mich denn so an, 'ne Verlobung!“

Der Alte machte die reine Leichenbittermiene.

„Herr Graf halten zu Gnaden, aber das wolle Gott verhüten!“

„Oller Ejel! Snaft wie unser Herr Pastor und steht aus wie neun Tage Regenwetter in Essig, was weiß Er denn, gar nichts weiß Er, und nun geb' Er mir mal den Schlüssel zum Weinkeller, ja, den kennt der Kerl natürlich, so, die Ransell soll zwei Bullen Sekt kalt stellen, Orly Röderer, verstandewuh? Und denn zum Abendessen, noch 'n bißchen was zu präpeln, 'ne Omelette, gebadenen Schinken, junge Tauben und hinterher Eis, daß Er aber nichts vergißt!“

„Jawoll, Herr Graf!“

„Na, dann linksum kehrt!“

Der alte Herr zerrte an dem Verband herum und brummelte halbblau vor sich hin:

„Wenn das Mädel nur geistig ist und nee sagt, aber, aber die Frauenzimmer, die Frauenzimmer, erst tuen sie, als wär' er 'n Efel mit Eichenlaub und Schwertern, und wenn's zum Klappen kommt, dann nehmen sie ihn mit 'ner Ruchhand, auch wenn er 'nen Schmachtscherben hat und wie 'ne wandelnde Drogenhandlung riecht!“

Mit einem Ruck wurde, ohne anzuklopfen, die Tür aufgerissen und stramm stehend wie ein Gardegrenadier, über das ganze alte, verwitterte Gesicht strahlend, meldete Friedrich Wilhelm Siebenschuh mit Stentorstimme:

„Herr Graf, ich hab' noch 'ne dritte Buddel kalt stellen lassen, das Brautpaar is all da!“

„Altmäch'ger, ich sag's ja, sie nimmt den Patent-fazlen!“

Aber plötzlich schienen Graf Steinrücks Züge zu versteinern, denn unter Lachen und Weinen drängte sich an Siebenschuh vorbei Hertha, gefolgt von Lúhe, den Knieper bellend und hechelnd umtanzte.

„Väterchen!! Liebes, liebes Väterchen!“

Siebenschuh hatte sich diskret zurückgezogen, aber draußen blieb er einen Augenblick stehen. „Min leiw Herrgott, nu' dank' id' di of, dat dau us lütt' lew Komteßchen den Richtigen utjuckt heßt!“ und der alte Mann wischte sich verstoßen über die Augen.

Das junge Mädchen war neben dem Rollstuhl niedergekniet.

„Väterchen, ich habe ihn ja so lieb!“

Der alte Herr strich über das volle, braune Haar.

„Mein Herthahind! Min lütte Deern! Und mich willst du allein lassen?“

Sie nickte nur.

„Ich hab' ihn doch so lieb!“

Ueber Graf Alberts Züge flog es wie ein Wetterleuchten, und plötzlich schrie er mit der ganzen Grundgewalt seines dröhnenden Basses:

„Jochen, Junge, aber das sag' ich dir, wenn du mir das Mädel nicht so glücklich machst — — — — —“

Mit einem Jubelruf flog Hertha ihrem Verlobten in die Arme, und Lúhe hielt sie fest, als wolle er sie so halten und schirmen fürs ganze Leben.

Leise öffnete sich die Thür, und Friedrich Wilhelm Siebenschuh stand auf der Schwelle, hob bedächtig den rechten Zeigefinger und sprach im Grabeston: „Dieses habe ich geahnt, aber Reden ist Silber und Schweigen ist Gold!“

7. Kapitel.

„Nein, Hertha, das ist wirklich schrecklich mit dir,“ Graf Albert setzte den Klemmer ab, den er beim Lesen zu tragen pflegte, den lieben, langen Tag über spricht du nur von dem Ahtzehnender, und seit bis Jochen das Bild mitgebracht hat, bist du ganz aus dem Häuschen!“

„Aber, Väterchen, morgen ist doch auch der Erste!“

„Ja, das hast du mir mindestens schon ein Duzend Mal erzählt, Mädel — willst du denn wirklich bei Nacht und Nebel losstiefeln?“

„Oberförster Wagner holt mich um vier Uhr ab.“

„Ach, du bist ja nicht recht gescheit, um vier, da ist es noch stockduster!“

„Und bis zum „Langen Bruch“ haben wir eine Stunde zu gehen, wir müssen doch vor Büchsenlicht dort sein!“

„Dann geh' jetzt nur zu Bett, Kind, und schlaf wenigstens ein paar Stunden.“

„Schlafen?! Nein, damit wird es heute nichts, ich setze mich in mein Zimmer und blättere noch ein bißchen in alten Jagdzeitungen, — sei mal ehrlich, Väterchen, du hast es früher auch nicht anders gemacht!“

Der alte Herr schmunzelte.

„Das ist auch was ganz anderes, ich bin ein Mann, — hätte ich mich ein bißchen mehr gehalten, dann brauchte ich jetzt nicht mit dem Zipperlein im Rohrstuhl zu sitzen, 's ist 'ne Tränenwelt!“

Das junge Mädchen stand auf.

„Ich will bloß noch die Wiener Kaffeemaschine zu-rechtstellen, dann lese ich dir noch ein bißchen vor, heute ist ja der „St. Hubertus“ gekommen, ich glaube, du hast noch gar nicht hineingeguckt!“

Jochen von der Lúhe strich noch einmal prüfend über den Lauf der Büchse, dann öffnete er den Verschluss, schob einen Ladeestreifen mit fünf Teilmantelgeschossen in das Magazin und drehte den Sicherungsflügel herum.

Nun hing er Glas und Gewehr um, steckte sich eine Zigarre an und schritt quer durch den Park.

Es war eine sternenhelle, frostkalte Septembervnacht. Leise raschelnd fielen vom Frost geknickte Blätter,

und hoch aus den Lüften klang das metallische „Siiii — Siiii“ streichender Enten und das „Gig — gaf — gaf“ nach Süden ziehender Graugänse.

Ein wirziger Hauch von frisch gepflügter Erdscholle und modernden Blättern kam herüber, in den Ställen brannte schon Licht, das Vieh zerrte brüllend und raschelnd an den Ketten, knarrend quiettschte der Pumpenschwengel, und aus dem Hofe hörte man die Stimme des Inspektors.

Der Park ging in den Hochwald über. — Lúhe trat durch das grüngestrichene Gittertor und schritt über die schmale Brücke, die den Mühlgraben überquerte.

Noch war es Nacht, tiefes Dunkel lagerte zwischen den Stämmen. Jochen ließ sich Zeit, wenn er den Nichtweg nach Jagen 14 wählte, konnte er bequem in einer halben Stunde an der Grenze sein, aber er mußte vorsichtig pürschen, um das Wild nicht zu vergrämen.

Im Osten zeigte sich ein heller, opalisierender Schein, die Ränder der kleinen Windwolken färbten sich rösig, eine leichte Brise flaute auf und strich durch die Wipfel der Bäume.

Auf Lúhes Gesicht und Hände fiel der Tau, blieb in kleinen, blinkenden Perlen an dem Büchsenlauf haften und beschlug die Gläser des Krimschessers.

Da! — Von drüben her, dort, wo die Bruchwiese lag, klang ein leiser Trenzer, nun ein Schrei, tief und hallend wie Orgelton, — das konnte nur der Ahtzehnender sein!

Ein zweiter Hirsch antwortete, der Stimme nach ein schwächerer, und dann folgte Schrei auf Schrei, dröhnend und zornmütig, steigend und fallend, gleich dem unablässigen Branden des Meeres.

(Fortsetzung folgt.)

Das Modell

Skizze von W. 3.

Walter Achilles war Kunstmaler und Zeichenlehrer an einer staatlichen Schule. Er war nicht mehr sehr jung, hatte bereits die Vierzig überschritten. Auch war er verheiratet und hatte ein Kind. Unter dem Wort Kunstmaler darf man sich hier nicht das vorstellen, was man sich gemeinhin unter einem Maler vorstellt. Er war ein herber, scheuer Charakter und hatte keine Anlagen zur Bohème. Seine Modelle waren hauptsächlich ältere, herbe Typen. Mit alten Männern und Frauenköpfen erzielte er seine größten Erfolge. Auch spielende Kinder oder hier und da eine stattliche, elegante Dame der Gesellschaft reizten seine Phantasie. — Einen brennenden Wunsch hatte der Maler. Er wollte einmal, ein einziges Mal, ein schönes, blühendes, rothaariges Modell haben. Das war ihm in den vielen Jahren seiner Künstler-schaft noch nicht begegnet. Wohl einmal ein gelbrottes oder schmierigrottes, wie man es nennt, aber keines derjenigen, die Tizian als Vollblut-Schönheit aemakt und verewiat hat. — Schon seit langen Jahren hatte Achilles einen wunder-vollen Vorwurf für den Fall, wenn ihm einmal ein tizian-rottes Modell besichert sein sollte, entworfen, den er wie ein Heiligtum in seinem Schreibtisch, in einem Geheimfach, ver-wahrte. Von diesem Vorwurf oder Gemälde, was es einmal werden sollte, erhoffte er viel, sehr viel; das würde sein bestes Können fordern, und er wollte dann auch geben, was er vermochte.

Und das Modell kam. —

Eines Tages traf Walter Achilles auf der Promenade einen Schüler seiner Klasse mit einer wundervollen, pikanten, tizianroten, jungen Dame. Sie mochte ungefähr acht-zehn Jahre zählen. Sie hatte einen arten, reinen, alabaster-weißen Teint. Die brennend roten Lippen fielen in dichten Wellen über den weißen Nacken. Die Augen waren schwarz wie große Kirschchen, der brennend rote Mund war über-müht geschürzt und ließ zwei Reihen schimmernder Per-lähne sehen. — Der Schüler stellte die junge Dame seinem Lehrer Walter Achilles als seine Cousine vor, die gegen-wärtig hier in der Stadt bei einem Professor Gesangsunter-richt nehme, da sie später zur Bühne wolle. Beim Anblick des jungen Mädchens drohte dem Künstler das Herz stillzu- stehen, da es aufs Haar seinem tizianroten Ideal glich, das jahrelang in seiner Phantasie spielte. Er mußte alle Sinne zusammennehmen, um wenigstens einigermaßen höflich zu sein. — Holde Hildebrandt, so hieß die Schönheit, inter-essierte sich sehr für die Malerei: sie gestand dies auch offen

Achilles ein. Enttäuscht über das Interesse der jungen Dame, lud er sie mit dem Schüler zur Beschäftigung seines Ateliers ein, worauf beide freudig ihre Zusage gaben.

Wie im Traume rannte der Maler durch die Straßen. Sah die Passanten nicht, rannte hier und da jemand an, so daß lautes Murren hinter ihm erscholl. Aber von all dem hörte und sah der Künstler nichts mehr, sein Hirn arbeitete fieberhaft an seinem Idealbild. Nun, da er die schöne, rothaarige Iolde gesehen, sollte sie ihm Modell stehen, das wollte und mußte er erreichen. Der sonst so kühle und sachliche Maler war wie ausgewechselt. Das merkten auch seine Schüler in der Zeichenstunde. Bei den einfachsten Sachen, die er ihnen vorzeichnete, schwenkte er plötzlich ab, zeichnete ein rundes Bein, einen Arm oder Nacken auf den Bock, so daß die Schüler sich manchmal verheißungsvoll anblickten oder lüchelten. Aber auch hier sah und hörte Achilles nichts. Seine Gedanken waren in seinem Atelier an der Staffelei bei seinem neuen, rothaarigen Modell — bei der tizianroten Iolde Hildebrandt.

Endlich kam der Tag, an dem der Schüler mit seiner Cousine sich zum Besuch im Atelier einstellte. Der Künstler hatte eine tadelhafte Ordnung geschaffen, alles Unnütze aus dem Weg geräumt und ein paar schöne Sessel und Decken von zu Hause kommen lassen. Darüber stunkte seine Frau etwas. Sie merkte in den letzten Tagen sowieso an ihrem Gatten, der sonst fast pedantisch genau in allen Dingen war, daß er sehr zerstreut und merkwürdig nachlässig war. Aber in den vielen Jahren, die sie als seine treue Gattin und Hausfrau neben ihm herschritt, mußte sie sich an manches gewöhnen, doch hatte sie nie Anlaß zum Klagen gehabt. Ihr Gatte liebte sie und das kleine Töchterchen Lucretia immer gleichmäßig warm und besorgt. So ließ sie ihn auch diesmal ruhig gewähren, er würde sie eines Tages schon aufklären.

Iolde Hildebrandt erschien mit ihrem Cousin im Atelier in der rosigsten Laune. Sie ließ sich von dem Maler alles zeigen und erklären. Lobte hier ein besonders schönes, dunkiges Pastellbild und bewunderte an einem zarten, blonden Mädchenbildnis in einfacher Gewandung den fast südlichen Ton der Haut, den der Maler dem Bildnis verliehen. — Walter Achilles freute sich und staunte zugleich über das gute Urteil der jungen Dame. Er führte sie in seinem Eifer durch alle Galerien und Kammern seines großen Ateliers, das er in einem modernen Geschäftshaus inne hatte. Am Schluß des Besuches der beiden jungen Menschen nahm Achilles alle Kraft zusammen, stammelte ganz verworren den Wunsch, er möchte die schöne rothaarige Iolde malen. Was er im geheimen befürchtete, die Ablehnung seines Wunsches, geschah nicht, sondern Iolde fand den Wunsch ganz natürlich und sagte einfach und schlicht: „Ich komme gern, Herr Achilles.“ Der Maler wäre fast vor Freude vor Iolde auf die Knie gesunken und hätte ihr gedankt für ihren Entschluß, wenn ihn seine Schüchternheit nicht daran gehindert hätte.

Sie kam — nicht allein natürlich, eine Freundin begleitete sie. Diese war ein munteres Quacksilber, fast weißblond, mit blauen, blauen Augen, die wahrscheinlich dem Maler nichts gesagt hätten. Im Atelier benahm sie sich ziemlich ordentlich, nahm ein Buch zur Hand und wollte lesen, bis nach ihrer Meinung das langweilige Skizzieren beendet war. Doch dazu kam sie nicht, da sie sich über den Maler, den sie zum erstenmal sah, ihre Gedanken machte. Indes hatte nun Walter Achilles mit kühnen Strichen die äußeren Formen der schönen Iolde festgehalten und war dabei, das lieblich runde Gesichtchen zu skizzieren. Er wußte nicht, wie er der jungen Dame es beibringen sollte, daß sie sich als das Modell, das er für sein Bild brauchte, anders zeigen mußte. Sein Entwurf für das Bild, das ihm schon jahrelang vorschwebte, war ein grüner Teich, der rundherum mit Seerosen bewachsen war. Inmitten dieser Rosen stand nun, gleichsam als Rixe, Seerosen pflügend, sein Ideal, das jetzt die Iolde Hildebrandt verwirklichen sollte. Jede Seerose, die die Rixe mit zarten Fingern pflügte, ward beim Zerpflücken zu einem kleinen Knaben, der den Fingern entglitt und dann schwebend mit den anderen einen Reigen um die Rixe tanzte, um sich später in ätherblauer Luft aufzulösen. Mit rotem Kopf und klopfendem Herzen entrollte Achilles Iolde seine Idee, und auch diesmal stimmte sie in ganz sachlichem Tone ihm zu. Enttäuscht über das große Verständnis, das sie ihm entgegenbrachte, verabredeten sie sofort auf den nächsten Tag eine Sitzung. — So begann eine wundervolle Zeit des Schaffens für den Maler. Die Stunden, die er arbeitete, waren ihm viel zu kurz. Wenn Iolde müde war und sich ausruhen mußte, dann dünkte ihm jede Minute für verloren, als ob er sie nicht mehr einholen könnte. Niemals hatte er für ein Modell traend eine Erfrischung besorgt. Ihr stellte er kostbare Früchte hin, allerlei Süßigkeiten und dergleichen. Für sie war ihm das Beste noch nicht gut genug. — Die

Sitzungen waren sehr zahlreich. Mit Schreden dachte der sonst so nüchterne, sachliche Künstler daran, daß sie einmal ein Ende nehmen müßten. Mit Iolde war er ein ganz anderer geworden. Dieses junge, kapriziöse Wesen, das so viel Anmut, Temperament und doch auch wieder so viel sanfte Unschuld offenbarte, hatte seine Sinne unglaublich betört, hatte aus ihm wieder einen Jüngling mit einem Feuerherzen gemacht. Hier empfand er so richtig, was ihm in den vielen trodenen Jahren verloren gegangen war: die wahre Schaffensfreude. — Das Bild war fertig, Iolde kam nicht mehr. Zufällig war in den nächsten Wochen eine große Gemäldeausstellung. Er ließ sich als Teilnehmer einschreiben und sandte das Bild hin. Als er es abgeschickt hatte, war ihm, als ob er auch sein Herz mit eingewandt hätte. — Was nur zu erwarten war: das Bild erregte großes Aufsehen, der Maler Achilles war mit einem Schlage berühmt. Die Arbeit wurde mit dem ersten Preis gekrönt. Die Zeitungen schrieben große Artikel über den wunderbaren Vorwurf u. s. Iolde aber, das junge, blühende Geschöpf, hatte in den langen Sitzungen ihr Herz an den ernststen Maler verloren, ohne daß er es ahnte und ohne daß sie es gesagt hätte. Sie kämpfte mit sich, zwischen der Pflicht gegen den Mann, der Frau und Kind hatte, und dem rebellischen Herzen, das zu ihm drängte. Da kam die Wendung unerwartet. Ein starker Amerikaner sah das Bild, kaufte es, bezahlte den hohen Preis und wollte aber auch das Original der Rixe kennen lernen, um sie später zu besitzen. Er ließ sich die Adresse geben, reiste zu Iolde, warb stürmisch um sie, und Iolde, die den inneren Konflikt kaum noch ertragen konnte, gab ihm ihr Jawort. — So ward die liebreizende Iolde Hildebrandt nach vier Wochen die Gattin des Amerikaners. Sie folgte ihm in seine Heimat und schied sich so, durch den Ozean getrennt, von ihrem heimlich geliebten Walter Achilles.

Walter Achilles aber überlebte diese Trennung nicht mehr lange. Er erlag einer Lungenentzündung, die er sich bei nächtlichem Wetter geholt hatte. Seine Frau aber hatte nie erfahren, daß das Herz ihres Gatten auf seinem Sterbebette nicht mehr ihr gehörte, das hatte er längst der tizianroten Iolde geschenkt.

Welt u. Wissen

* Eine Geschichte der Pflanzennahrung. Die große Berliner Ausstellung „Die Ernährung“ zeigt wieder einmal die Wahrheit des Spruches, daß „der Mensch ist, was er ißt“. Spielt doch die Ernährung in der Geschichte der Völker stets eine Hauptrolle, und die Veränderungen, denen sie unterliegt, hängen mit tiefgreifenden Kulturwandlungen zusammen. „Die Geschichte unserer Pflanzennahrung von Urzeiten bis zur Gegenwart“, die A. Maurizio vor kurzem bei Paul Parey in Berlin hat erscheinen lassen, ist daher ein Werk von hohem geschichtlichem Wert, dessen Bedeutung Geh.-Rat Rubner in den „Naturwissenschaften“ hervorhebt. Die allmähliche Entwicklung der Pflanzennahrung stellt sich in den Anfängen als ein mühevolleres Ringen dar, um die Nahrungsversorgung zu verbessern. Eine Unzahl von Pflanzen hat dem Menschen zur Stillung des Hungers gedient, die wir heute nicht mehr anrühren würden, die aber in Zeiten der Not für den primitiven Menschen Rettung bedeuteten. Neben Jagd und Fischelei war ja das Sammeln der Nahrungspflanzen die erste Nahrungsquelle der Menschheit. Erst später ging man von der Rohkost zu einer Zubereitung des Gesammelten als Speise über. Sehr früh zeigen sich aber schon die Anfänge zur Herstellung gegorener Getränke aus zuderhaltigen Stoffen. An die Periode des Sammelns schließt sich dann der Hackbau, die Bearbeitung des Bodens unter Verwendung primitiver Ackergeräte, und dann der eigentliche Ackerbau. Vom Kochen geht man zum Rösten und Braten über. Die nur als Brei zu gewinnenden Pflanzen treten allmählich zurück, ebenso verschwinden die Stölpflanzen aus der menschlichen Nahrung. Den weiteren Fortschritt bezeichnet das Zermahlen von Körnerfrüchten, das zur Urform des Backens in Gestalt von Fladen führt. Die Erkenntnis des Sauerteigs führt dann zu dem heutigen Brot und zur Verwendung der Hefe. Rubner hat nachgewiesen, daß sich bei den Kulturturnationen eine fast übereinstimmende Art der Ernährung findet, soweit es sich um die Gesamtmenge der verbrauchten Energie und den Eiweißverbrauch handelt; nur im Fett- und Kohlehydratverbrauch sind Unterschiede vorhanden. Innerhalb dieses gleichbleibenden Bedürfnisses aber bleiben natürlich große Verschiedenheiten bestehen, und der Geschmack der Völker ändert sich immer wieder, wie z. B. das allmähliche Aufgeben des Roggenbrotes und die immer wachsende Zunahme des Weizenverbrauches zeigt.



Wie wirke ich groß und schlank? Das Geheimnis der „langen Linie“ für kleine Frauen.

Eine Modenplauderei von Elisabeth Raimund.

Die Frau von heute ist nicht mehr gewohnt, sich mit ihrer Erscheinung zufrieden zu geben, so wie sie nun einmal ist. Wenn ihr irgend etwas von dem, was ihr die Natur verliehen, nicht gefällt, so resigniert sie nicht, sondern sie macht sich ans Werk, um Mittel und Wege zu finden, die die tiefmütterlich handelnde Natur zu verbessern geeignet sind. Wir wollen nicht mehr alt oder häßlich oder schlehtgewachsen sein, uns über Teint- oder Figurfehler ärgern, und es hat sich aus diesem Wollen eine ganze Industrie herausgebildet, die der Evasdchter bei der Durchführung ihrer Pläne und Bestrebungen behilflich ist. Eine Abteilung in dieser Industrie bildet die Mode. Sie ist nicht, wie man früher zu sagen pflegte, eine launische Dame, ihre Gebote und Vorschriften werden nicht vom Zufall diktiert, sondern sie ist die ganz bewußte und oft mit dem Rechenstift ergründete Erfüllung eines ganz bestimmten Zweckes, Lösung irgend welcher sich aus den Zeitumständen ergebenden Probleme. Die Mode von heute ist die Bewahrerin der jugendlichen Erscheinung und die ausgleichende Macht bei allerlei körperlichen Mängeln. Die Mode kann große Frauen zierlich erscheinen lassen, kleine hochgewachsen, allzu beleibte schlank, und mageren kann sie den Anschein erwünschter Fülle verleihen.

Wir wissen alle, daß z. B. die Mehrzahl der heutigen Gewänder für lange, schlanke Figuren gedacht sind, für die „große“ Dame mit der königlichen Haltung, für den hochgewachsenen Sporttyp usw. Was aber fangen die kleinen Zierlichen, oder noch schlimmer, die kleinen Rundlichen an, die es doch auch in zahlreichen Exemplaren gibt, und die doch auch fesch und flott aussehen möchten? Nun, auch sie brauchen nicht zu verzweifeln; die Mode gestattet es, ihre Vorschriften zu betonen oder zu mildern, je nach dem persönlichen Bedarf, und gerade heute allgemein propagierte fließende Linie ist auch für kleine Figuren günstig.

Natürlich muß die „Patientin“ selber mithelfen und sich nicht gerade auf Dinge verlassen, die für sie ungeeignet sind. Wenn sie z. B. darauf besteht, gerade und breitgestreifte Stoffe, einen feststehenden, geraden, womöglich noch dazu breiten Gürtel zu tragen, oder wenn sie ihre Kleider und Kostüme mit Quer- anstatt mit Längsgarnituren ausstatten läßt, dann wird sie weder groß noch elegant aussehen.

Die Kleingewachsene hat auf dreierlei bei ihrer Kleidung zu achten; auf ihre Rocksaumlinie, auf die Taillenslinie und auf alle etwa das Bild des Ganzen kürzenden Linien, wie Draperien, Schleifen usw. Was die Rocksaumlinie anbelangt, so ist es durchaus nicht notwendig, daß kleine Damen die Röcke bis zum Knöchel verlängern, um größer zu erscheinen (es ist natürlich ebenso unsittlich für sie, „kniefrei“ zu gehen und so den ewigen Baßfisch zu markieren!). Die Hilfe in der Not ist hier die schiefe Rocklinie mit der seitlichen Verlängerung, die größer und schlanker erscheinen läßt. Natürlich kann man dieses Rezept nicht oder nur selten für Sport- oder Strahlenkleider anwenden. Es schadet hierbei auch nichts, wenn die Rocklinie gerade ist, vorausgesetzt, daß die Taillenslinie richtig gestaltet ist. Oberstes Geheiß hier: Nichts Enganschließendes und keinen Gürtel, der den Körper ringsherum umgibt, sondern nur eine schmale und möglichst unauffällige Gürtellinie, die hinten, vorne oder an den Seiten unterbrochen ist.

Ein weiteres, das die „kleine Frau“ beachten muß, ist die Rückenlinie. Alles, was diese zerschneidet oder querteilt, ist zu vermeiden. Kleine dicke Menschen haben meist auch kurze Hals- oder verhältnismäßig breite Schultern. Sie dürfen deshalb niemals runde oder eckige Schultergarnierungen (Kragen oder dergl.) tragen. Was für sie kleidsam wirkt, das ist die tieferuntergehende, spitz oder oval auslaufende Kasse im Rücken, der ebenso geformte Ausschnitt oder Einsatz, und bei Mänteln und Jadenkleidern der tiefreichende, schmale Schalltragen. Sehr nützlich ist auch beim Nachmittagskleide die seitlich geraffte Rockdraperie, die gewöhnlich, in Schallform von den Schultern niedergehend, aber der Hüfte durch eine Schnalle zusammengehalten wird.

So gibt es der Hilfsmittel eine ganze Reihe, durch die auch die weniger von der Natur begünstigte Evasdchter die gewünschte lange, schlanke Linie erreichen und mit der Mode

mitgehen kann. Freilich muß sie auch im übrigen, namentlich in bezug auf die Zutaten, wie Hüte und Schuhwerk, Handtaschen usw. immer ihr Ziel im Auge haben. Ein kleines Wesen z. B. mit einer großen Tasche oder einem Riesenhut wirkt lächerlich. Und endlich ist noch gerade bei der Kleingewachsenen die gute, straffe, aufrechte, wenn auch nicht steife Haltung und ein anmutiger, weder trippelnder noch schlendernder Gang von großem Einfluß auf die Eleganz der Erscheinung. Aber das ist schon weniger eine Modenfrage, als die der Körperkultur.

Ehe und Erfolg.

Die erfolgreichen Männer sind verheiratet.

Von Robert Felsens.

In Amerika zählt der unverheiratete Mann überhaupt nicht. Er hat in der Gesellschaft keine Stimme und nur bei den Müttern von heiratsfähigen Töchtern ein gewisses Ansehen. Wahrscheinlich liegt der Fall so, daß die Amerikaner der Meinung sind, der Erfolg im Leben hänge mit der Ehe zusammen. Man darf einmal geschieden, man darf aber nicht unverheiratet sein. Der Erfolg ist schon deshalb mit der Ehe verknüpft, weil nur der verheiratete Mann sich eine gewisse Diplomatie aneignet, die er für das Fortkommen in seinem Beruf unbedingt nötig hat. Ferner bringt das tägliche Zusammensein mit einem anderen Menschen gewisse Probleme mit sich, die zu den Problemen des Berufes in einem engen Verhältnis stehen. — Der Mann, der erfahren hat, daß die Kleingkeiten eine seelische Belastung in der Ehe ergeben, und daß sie dennoch den Frieden nicht stören dürfen, kann mit den Nebensächlichkeiten, die für den Beruf oft eine große Rolle spielen, schneller und besser fertig werden. Die fortgesetzten Stiche, die im Berufsleben unvermeidlich sind, führen den unverheirateten Mann zu einer seelischen Abstumpfung, während der Verheiratete sich seiner Frau, die ja immer sein bester Kamerad ist, mitteilen kann, und durch die Aussprache allein schon über gewisse Mißlichkeiten hinwegkommt. Die Stimmungsgrundlage für den Beruf wird durch die Ehe gegeben. Kluge Frauen wissen das und sorgen dafür, daß der Mann innerhalb des häuslichen Kreises alles findet, was ihn für den Beruf frisch und tauglich macht. Wenn die Frau das nicht kann, darf sie sich über Erfolgslosigkeit im Beruf des Mannes nicht wundern. Die Vorwürfe, die sie ihm macht, sollten sie selbst treffen. Im allgemeinen aber kann man sagen, daß dem verheirateten Manne zahllose Reibungsmöglichkeiten in der Ehe entzogen werden. Der gemeinsame Lebensaufbau wird so getroffen, daß er zur Zufriedenheit des Mannes und somit zum Glück der Frau führt. — Wer sich über die vielgelästerte Alltäglichkeit in der Ehe lustig macht, der hat Unrecht; denn ohne Gewohnheit und ohne Alltäglichkeit kann eine Ehe nicht geführt werden. Der Mann, der seiner Frau jeden Tag einen Feiertag der Gefühle vortäuschen muß, kann in seinem Beruf nicht erfolgreich sein, weil er zu viele Gedanken auf den Ausnahmezustand verschwendet. Darum ist auch der Verliebte, der Verlobte kurz vor seiner Hochzeit meistens in dieser Zeit ein schlechter Vertreter seiner Arbeit. Nur nimmt man es ihm nicht übel, da man von der Ehe mit Recht hofft, daß sie den Mann in das Gleichmaß und daher zu seiner Arbeit zurückführen wird. Direkt und indirekt haben auch die meisten Frauen erfolgreicher Männer zu ihrem Aufstieg beigetragen. Psychische Momente sind dafür ausschlaggebend! Die Überzeugung des Eigenlebens sollen Mann und Frau während der Ehe niemals verlieren, aber sie müssen auf der anderen Seite das Bewußtsein uneingeschränkter Vertrauens zu dem Partner haben. Das, was man seinem Ehekameraden erzählen kann und will, bedeutet meistens schon eine Möglichkeit des schnellen Fortkommens. Das, was man verheimlichen will und muß, ist immer schädlich für den Ruf und für den Aufstieg. Das physische Sichwohlfühlen des verheirateten Mannes, der im Hause seine Ruhe und seine Ordnung hat, steht bei den Erfolgsmöglichkeiten weit höher, als im allgemeinen angenommen wird.

Es ist nämlich kein leerer Wahn, daß man leistungsfähiger ist, wenn der Arger mit einer Wirtin oder mit einer Wirtin nicht bereits des morgens das Hirn des Mannes vergiftet hat. Die Frau weiß jeden Arger von dem Manne fernzuhalten, oder — sie sollte es tun, wenn sie ihn erfolgreich sehen will.